

PIERRE-HENRY SALFATI

ALEXANDER SCHULLER

it

ROMAN

DER LETZTE MENTSCH

Nach dem gleichnamigen Drehbuch zum Film
»DER LETZTE MENTSCH« von Pierre-Henry Salfati und Almut Getto

Um zu vergessen, hat der 84-jährige Marcus Schwartz, der als Jugendlicher Auschwitz überlebte, seine jüdischen Wurzeln lange Jahre verleugnet, seinen Namen Menachem Teitelbaum abgelegt, jeglichen Kontakt zu Juden vermieden und nie eine Synagoge besucht. Doch eines Tages holt ihn die Vergangenheit überraschend ein. Auf einem jüdischen Friedhof überkommt Marcus der Wunsch, dort begraben zu werden – dafür muss er allerdings beweisen, dass er Jude ist. Ein fast unmögliches Unterfangen, denn alle Verwandten und Freunde sind tot. Und so macht sich Marcus zusammen mit der jungen Deutschtürkin Gül auf den Weg in seine alte Heimat. Das ungleiche Paar beginnt einen ebenso heiteren wie berührenden Roadtrip, der sie über Ungarn und Rumänien bis in die Ukraine führt.

Alexander Schuller, geboren 1961, absolvierte seine Journalistenausbildung an der Henri-Nannen-Schule und arbeitete bei den Fernsehsendern RTL und SAT1. Er ist Autor zahlreicher Sachbücher und Biografien und schreibt seit 2010 für das *Hamburger Abendblatt*. Alexander Schuller lebt in Hamburg.

Pierre-Henry Salfati, geboren 1953, ist Regisseur, Drehbuchautor und Schauspieler. Sein Spielfilm *Tolérance* (1989) wurde für den französischen Filmpreis César nominiert. Seit den späten 1990er Jahren dreht Salfati vorwiegend Dokumentarfilme über jüdische Themen und Persönlichkeiten, u. a. *Talmud* und die Serge Gainsbourg-Dokumentation *Je Suis Venu Vous Dire*.

insel taschenbuch 4292

Pierre-Henry Salfati / Alexander Schuller

Der letzte Mentsch



Pierre-Henry Salfati/
Alexander Schuller

Der letzte Mentsch

Roman

Nach dem gleichnamigen Drehbuch
zum Film »DER LETZTE MENTSCH«
von Pierre-Henry Salfati

Insel Verlag

Umschlagabbildung: Szenenfotos aus dem Film *Der letzte Mensch* (2014)
© elsani film, Köln
Unter Verwendung von Fotografien von Emil Zander und Uli Grohs

Erste Auflage 2013
insel taschenbuch 4292
Originalausgabe
© Insel Verlag Berlin 2013
© elsani film, Köln 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35992-0

*Wir alle sind auf der Suche
und vor irgendetwas auf der Flucht.*

Kapitel 1

Achtzehn. Neunzehn. Zwanzig. Noch dreißig. Seine Kniegelenke knackten, wenn er in die Hocke ging und sich gleich darauf wieder hochstammte. Sechszwanzig. Siebenundzwanzig. Achtundzwanzig. Drüben auf der anderen Mainseite spiegelte sich die Morgensonne in den verglasten Hochhausfassaden des Bankenviertels. Die Reflexionen glitzerten auf dem schmutzig braunen Wasser des Flusses. Der alte Mann hatte dieses Farbenspiel aus tanzenden kleinen Lichtpunkten jedoch schon häufig gesehen. Überhaupt war er gerade viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich mit Nebensächlichkeiten zu befassen. Einunddreißig. Zweiunddreißig. Er hielt beide Arme nach vorn gestreckt, schön gerade und parallel, genau so, wie es dem Turnvater gefallen hätte. Noch sechzehn Kniebeugen. Fünfzehn. Vierzehn. Dreizehn. Das Luftholen fiel ihm jetzt schon schwer. Seine Oberschenkel fingen an zu brennen, Schweiß rann über sein Gesicht und zwickte ihn in den Augen. Nur noch zehn. Neun,

acht, sieben. Das Ende naht, dachte er, und beinahe hätte er gekichert. Das Ende, sein Ende!

Drei. Zwei. Eins.

Erleichtert ließ er sich ins feuchte Gras der Uferwiese plumpsen und blickte keuchend zur Friedensbrücke hinüber, wo der dichte morgendliche Berufsverkehr wie üblich mit Hupkonzerten eröffnet wurde. Sollen die Menschen mehr Rad fahren, dachte er, gerade an einem so schönen Septembertag. Er legte sich auf den Rücken, streckte alle viere von sich und horchte aufmerksam in sich hinein. Sein Herz schlug schneller als gewöhnlich, aber es schlug regelmäßig, und auch der Puls ging langsam herunter. Das war schon mal beruhigend. Sehr beruhigend.

Der alte Mann hieß Marcus Schwartz. Dieser Name stand auf seinem Personalausweis, in seinem Reisepass und auf allen anderen Dokumenten und Plastikkarten, die der Mensch benötigt. Einen Führerschein besaß er nicht. Doch Marcus Schwartz war nicht sein richtiger Name. Seine Eltern, Zissel und Samson Teitelbaum, hatten ihrem Erstgeborenen den Namen Menachem gegeben, als er am 21. April 1929 im ungarischen Satu Mare geboren wurde; eine Stadt, die heute längst wieder zu Rumänien gehört.

Menachem war nach einem gut einjährigen Martyrium kurz nach seinem sechzehnten Geburtstag ge-

storben, und zwar genau am 29. April 1945, im Konzentrationslager Dachau bei München. Allerdings war er noch am selben Tage wieder auferstanden, indem er den amerikanischen Befreiern einfach diesen Namen genannt hatte, den erstbesten, der ihm eingefallen war – und der jemand anderem gehört hatte. Einem, den Menachem noch wenige Wochen zuvor neben sich hatte sterben sehen, auf einer gefrorenen Schneewehe am Straßenrand, in der Nähe von Weimar.

Die Amerikaner hatten keinen Moment an Menachems Angaben gezweifelt, die sie sowieso kaum überprüfen konnten. Zu jener Zeit nahm man an, dass die Deutschen die meisten Unterlagen in Auschwitz verbrannt hatten oder dass diese im heillosen Durcheinander ihrer überstürzten Flucht vor den Russen verloren gegangen waren, was sich später – zum Teil jedenfalls – als richtige Vermutung erweisen sollte.

Außerdem gab es praktisch niemanden, den man hätte fragen können, ob dieser Marcus Schwartz tatsächlich derjenige war, der er vorgab zu sein.

So war der sechzehn Jahre alte Menachem Teitelbaum fortan als Marcus Schwartz durch die Welt gewandelt. Als jungen Mann mit neuer Identität hatten ihn die Amerikaner in das Kloster von Indersdorf gebracht, wo man eine Sammelstelle für jüdische Waisenkinder aus Konzentrationslagern eingerichtet

hatte. Die meisten von ihnen waren in Flossenbürg befreit worden. Marcus war der einzige ehemalige Auschwitz-Häftling und darüber hinaus auch der Älteste gewesen, eigentlich schon viel zu erwachsen fürs Waisenhaus. Doch dank seiner umfangreichen Sprachkenntnisse hatte er sich rasch als Dolmetscher nützlich machen können. Denn in seiner Geburtsstadt Satu Mare, wo schon immer viele Volksdeutsche – vor allem Banater Schwaben und ein paar Siebenbürger – gelebt hatten, wurde in der Schule ungarisch und deutsch und auf der Straße rumänisch gesprochen.

Satu Mare war ein bedeutendes Zentrum der jüdischen Religion in Osteuropa gewesen. Hier war die *Satmar* gegründet worden, die Organisation der *Chasiden*, die ihren Hauptsitz mittlerweile nach New York verlegt hat. Mit seinen Großeltern und seinen Eltern hatte Marcus meist Jiddisch geredet.

Die Barmherzigen Schwestern des Klosters Indersdorf hatten ihn erst einmal aufgepäppelt, denn bei seiner Ankunft hatte Marcus nur noch 50 Kilogramm gewogen, und das bei einer Größe von ein Meter achtzig. Danach hatten die Nonnen nicht nur sein Sprachtalent nach Kräften gefördert, sondern ihn auch aufs Gymnasium geschickt. Sie hatten dafür gesorgt, dass er diesen Ort der inneren Einkehr drei Jahre später mit einer Hochschulberechtigung verlassen konnte.

Damals, mit neunzehn Jahren, hatte ihm die ganze Welt offen gestanden. Er hätte nach Israel gehen können, doch im neu gegründeten Staat herrschte Krieg, und davon wollte er nichts mehr wissen. Dies war auch der Grund, warum er nicht nach Amerika ausgewandert war: Marcus hatte befürchtet, dass man ihn dort irgendwann zum Militärdienst verpflichten könnte.

Nur in Deutschland gab es keine Armee mehr, sah man einmal von den alliierten Besatzungstruppen ab. Vielleicht deshalb hatte er sich entschieden, in Deutschland zu bleiben; ausgerechnet in dem Land, das ihm seine Familie genommen hatte, seine Jugend. Er wollte seine Sprachkenntnisse vervollkommen, weitere Sprachen dazulernen und Deutscher werden, um unauffällig, ordentlich und diszipliniert zu leben – und natürlich auch friedlich. So hatte er gehofft, vergessen und verdrängen zu können.

Doch bis zum heutigen Tag fragte er sich immer wieder, warum er noch lebte. Warum Gott ausgerechnet ihn auserwählt hatte, im Gegensatz zu den vielen Millionen anderer Juden. Und weil er dies nicht für gerecht hielt, hatte er sich von Gott abgewandt.

Das Einzige, was Marcus heilig war, war seine tägliche Morgengymnastik. Mit dieser Schinderei hatte er angefangen, als er sich Mitte der sechziger Jahre end-

gültig in Frankfurt niederließ. Nur wenn er an Schnupfen litt, was äußerst selten vorkam, rannte er nicht auf seine Übungswiese an den Main hinunter. Wenn es wie aus Kübeln schüttete oder heftig schneite, trainierte er daheim, machte am offenen Fenster Dehnübungen, Rumpfbeugen, Liegestütze, Kopf- und Schulterkreisen, Schattenboxen und Kniebeugen: Marcus absolvierte stets das gleiche Programm in derselben Abfolge, präzise wie ein Uhrwerk, in exakt dreißig Minuten. Dies war der Grund, warum für gewöhnlich alle Menschen staunten, wenn sie, zumeist zufällig, erfuhren, dass Marcus bereits vierundachtzig Jahre alt war. Denn mit seinem Alter ging er nicht hausieren, schließlich hätte er ja niemals so alt werden dürfen.

Auch Doktor Weinheim, sein neuer Hausarzt, war über seine physische und psychische Konstitution verblüfft, ja geradezu entzückt gewesen. Marcus hatte ihn erst eine Woche zuvor konsultiert, als ihm ausgerechnet nach den elenden fünfzig Kniebeugen zum ersten Mal übel geworden war. Außerdem war da so ein merkwürdiges Sausen in seinem Kopf gewesen.

Der junge Arzt hatte sich viel Zeit genommen, viel mehr Zeit als sein verstorbener Vorgänger, dieser stets lustige Quacksalber Kramer, und Marcus hatte ebenso geduldig wie interessiert und klaglos alle Untersuchungen und Tests über sich ergehen lassen. Am Ende

dieses anstrengenden Vormittags, an dem er mehrere der modernsten Diagnoseverfahren kennengelernt hatte, wurde ihm mitgeteilt, dass »kein Befund« vorliege. »Ihre Werte sind alle normal. Alles im grünen Bereich. Also für Ihr Alter, Herr Schwartz, sieht das alles sehr, sehr gut aus!«

»Was soll denn das heißen: für mein Alter?«, hatte Marcus in harschem Ton erwidert, worauf der junge Arzt erschrocken zusammenzuckte. Die rätselhafte Übelkeit hatte sich wirklich nicht gut angefühlt. So besorgt war Marcus noch nie gewesen.

Sein Hausarzt hatte sich rasch wieder gefangen und ihm zum Abschied geraten, einfach mal einen Gang herunterzuschalten. »Beobachten Sie bitte in der nächsten Zeit, wie es Ihnen während Ihrer Übungen geht. Sie sind nun mal nicht mehr der Jüngste!«

Nicht mehr der Jüngste zu sein: Das war für Marcus die Umschreibung dafür, dass er mit Sicherheit der Nächste sein würde.

Der Nächste.

Er schlug die Augen auf. Am Himmel verflüchtigten sich die letzten Dunstfetzen. Es versprach ein schöner Tag zu werden. Die Regenwahrscheinlichkeit tendierte gegen null, so wie im Radio vorhergesagt. Und das war gut so, da er heute einen wichtigen aushäusigen Termin hatte, der sich nicht verschieben ließ, höchst-

tens vermeiden, was Marcus auch am liebsten getan hätte. Doch das hätte sich weder geschickt, noch hätte er es sich jemals verziehen. Für Menachem wäre in diesem Fall sogar eine *Mizwa* in Frage gekommen, aber Marcus würde sich heute von Jakob Grüneisen persönlich verabschieden. Das war er ihm nach den langen Jahren ihrer Freundschaft schuldig, nur als *Schomer* hätte er nicht zur Verfügung gestanden. Doch niemand hatte ihn um die Totenwache gebeten, auch der ihm unbekannte Mann nicht, der ihn vor zwei Tagen angerufen hatte. »Sind Sie der Herr Schwartz, Marcus Schwartz?« Im ersten Moment hatte Marcus einen dieser aufdringlichen Telefonverkäufer vermutet und wollte schon wieder auflegen, doch dann hatte sich der unbekannte Anrufer rasch als Mitglied der *Chewra Kadischa* vorgestellt, der ihn vom Ableben seines Freundes im Universitätsklinikum unterrichten wollte. Hätte er nach einem »Menachem Teitelbaum« gefragt, wäre Marcus gezwungen gewesen, sich eine gute Ausrede einfallen zu lassen.

Jakob Grüneisen und Janosz Tomaszcewsky waren die einzigen Menschen, die sein Geheimnis kannten, und sie hatten es bewahrt. Jetzt war Marcus schon wieder derjenige, der übrig geblieben war.

Als er sich aufrappelte, entdeckte er neben sich einen handtellergroßen, braunen Stein, der mit seiner

flachen Unterseite auf der Wiese lag. Sein Puls war zwar noch immer etwas beschleunigt, aber er fühlte sich gut. So wie es ihm der Arzt geraten hatte, horchte er noch einmal in sich hinein. Nein, da war weder der leiseste Anflug von Übelkeit zu spüren, noch ein Sausen im Kopf. Erleichtert bückte er sich nach dem Stein, steckte ihn in die Tasche seiner Trainingshose und trabte die zweieinhalb Kilometer zurück nach Hause.

Eine gute Viertelstunde später legte Marcus den Stein in seinem Esszimmer auf eine schmale Anrichte, auf der ein schlichter Kerzenleuchter mit einem Fotorahmen aus Silber ein harmonisches Ensemble bildete. Die rechte und die linke obere Ecke des Fotorahmens wurden seit dem Anruf in der vorvergangenen Nacht von zwei schwarzen Trauerbändern geziert, die er für diesen Fall der Fälle in seiner Abstellkammer verwahrte. Die Aufnahme war vor etwa fünfzehn Jahren entstanden, in einem Schachcafé, drüben in Sachsenhausen. Es war das einzige Foto, das Marcus besaß. Es zeigte drei Männer in reifem Alter, die in die Kamera lächelten. Bei dem Mann in der Mitte handelte es sich um Marcus selbst, zu seiner Linken saß Janosz Tomaszcewsky – den sie bereits vor fünf Jahren begraben hatten – und zu seiner Rechten Jakob Grüneisen

oder, von links nach rechts, Buchenwald, Auschwitz, Mauthausen.

Marcus lebte in Niederrad in der Bruchfeldsiedlung, die diesem kleineren Frankfurter Stadtviertel den Spitznamen »Zick-Zack-Hausen« beschert hatte. Auf Besucher hätte seine Wohnung seltsam unpersönlich gewirkt. Sie lag in der zweiten Etage eines rau verputzten Mietshauses aus den späten zwanziger Jahren mit insgesamt sechs Parteien und bestand aus drei Zimmern, Küche und Bad sowie einem Dielenboden, der hie und da ein bisschen knarrte, jedoch perfekt versiegelt war. Die Möblierung war sparsam und aufs Wesentliche beschränkt, die Möbelstücke waren antik und sehr gepflegt, und überhaupt war nirgendwo ein Stäubchen zu entdecken. Der einzige Raum, in dem so etwas wie tägliches Leben zu herrschen schien, war sein kleines Arbeitszimmer, dessen Wände vollgestopfte Bücherregale zierten. Auch auf dem Boden und auf dem Schreibtisch lagen mehrere Dutzend Bücherstapel, die nach Themengebieten und Sprachen geordnet waren. Marcus bezeichnete dieses Durcheinander als »wohlgeordnetes Chaos«, da er sich darin hervorragend zurecht fand. Anfangs hatte er Olga Gorski, die seit gut acht Jahren einmal wöchentlich bei ihm putzte, mehrfach ermahnen müssen, seine Unordnung ja nicht durcheinanderzubringen. Inzwischen

gelang es ihr, sein Arbeitszimmer sauber zu halten, ohne die Lage der Bücher und Papiere zu verändern.

Marcus, der neben seinen Muttersprachen fließend Russisch, Ukrainisch, Polnisch sowie ein recht passables Griechisch sprach und außerdem Aramäisch sowie mehrere Zigeunerdiialekte verstand, arbeitete noch immer als Übersetzer. Früher war er als Dolmetscher tätig gewesen, auch simultan, zumeist für Banken und die Justiz. Besonders gern hatte er für die Frankfurter Polizei gearbeitet. Es war sehr spannend gewesen, Telefongespräche heimlich abzuhören, doch das lag mittlerweile schon viele Jahre zurück, und er vermisste das Gefühl, gebraucht zu werden. Spätestens seit der Öffnung nach Westen, seit immer mehr jüngere Migranten aus Osteuropa nach Deutschland strömten, nahmen seine ehemaligen Auftraggeber offenbar Rücksicht auf sein Alter und beschäftigten die Jugend. Marcus hielt viele dieser zumeist selbsternannten Übersetzer für »Scharlatane«, die häufig eine miserable Arbeit ablieferten. Außerdem war es für ihn immer gutes Geld gewesen. Er litt zwar keine materielle Not, aber finanziell war er auch nicht gerade auf Rosen gebettet, und bei den Übersetzungsaufträgen, die er jetzt noch sporadisch erhielt, handelte es sich fast ausschließlich um private Angelegenheiten von Einwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion, die ihre Verwandten nachho-

len wollten, vorzugsweise aus Kasachstan, der Ukraine und Weißrussland. Es handelte sich um behördliche Anträge, Zeugnisse, Arbeitsnachweise oder Urkunden, die Marcus zum Teil auch beglaubigen musste. Das waren in der Regel zeitraubende, langweilige und mitunter recht komplizierte Übersetzungen, deren Honorierung in keinem Verhältnis zum Aufwand stand. Aber Marcus setzte sich trotzdem täglich an seinen Schreibtisch, weil er die Hoffnung nicht aufgab, dass sein Gehirn durch die Arbeit langsamer einrosten würde.

Er zog seinen verschwitzten Trainingsanzug aus und hängte ihn in der Abstellkammer zum Trocknen auf. Danach begab er sich ins Bad, stutzte sorgfältig seinen Bart, putzte sich die Zähne und stieg unter die Dusche, was er stets als den Höhepunkt des Tages empfand. Häufig duschte Marcus sogar mehrmals täglich, immer lange und ausgiebig, abwechselnd heiß und kalt. Nur ließen sich leider nicht alle Dinge mit Wasser und Seife abwaschen, aber wider besseres Wissen versuchte er es trotzdem immer wieder. Dazu gehörte vor allem die sechsstellige Zahl auf der Innenseite seines linken Unterarms, die er nun schon seit siebzig Jahren ertrug. 115770. Die dunkelblaue Farbe war verblasst, die Konturen der Ziffern waren verschwommen, und schon ein paar Mal hatte er daran gedacht,